

# Die Freundschaft zwischen der jüngeren Bäbe Schulthess und dem Kreis der Pfarrersfamilie Schinz in Seengen : Streiflichter auf das Leben am Pfarrhause des 18. Jahrhunderts

Autor(en): **Usteri, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **76 (1956)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985464>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Die freundschaft zwischen der jüngeren Bäbe Schultheß und dem Kreis der Pfarrersfamilie Schinz in Seengen

Streiflichter auf das Leben in einem Pfarrhause  
des 18. Jahrhunderts

Von Emil Usteri.

---

Die folgenden anspruchslosen Ausführungen, ursprünglich als Vortrag gedacht und in einem altzürcherischen Kreise vorgelesen, beruhen auf einer Auswertung von Familienbriefen, die aus der lieblichen Gegend um das Schloß Hallwil herum einst nach Zürich in den Schönenhof geflogen sind. Es ist nicht die Mutter Barbara Schultheß-Wolf, die Freundin Goethes, die im Mittelpunkt dieser Briefe steht, sondern ihre Tochter, die jüngere Bäbe, meine Ururgroßmutter. Und wenn nun auch die jüngere Bäbe literarische Neigungen hatte, einen Teil des Urmeisters abschrieb und Goethe sie, wie Gustav v. Schultheß schrieb, mit in sein Freundesverhältnis zur Mutter einschloß, so weht aus diesen Briefen aus dem Seetal an sie doch eine etwas andere Luft. Das Literarische tritt darin zurück vor dem Genrehaften. Diese Briefe sind auch nicht so bedeutend wie das ebenfalls in unserem Familienarchiv aufbewahrte dreibändige Tagebuch der jüngeren Bäbe, aber dafür noch ganz unausgewertet.

Das Schicksal der jüngeren Bäbe ist bald erzählt. Mit 26 Jahren verheiratete sie die frühreife und ernste, aber doch auch an manchen Vergnügungen der Jugend wie dem Reiten Gefallen

findende Tochter aus dem kultivierten Milieu des Schönenhofes mit dem jungen Theologen und späteren Antistes Georg Geßner; ein Jahr darauf hauchte sie wenige Wochen nach der Geburt einer Tochter, der dritten Bäbe, meiner Urgroßmutter, ihre Seele aus, den Gatten allein und kummervoll zurücklassend. Die Tochter fand später in Lavaters Netze eine liebevolle Stiefmutter, die ihr in manchem die Mutter ersetzen konnte und von deren engem Verhältnis zu ihr ihre Briefe auf jeder Seite zeugen.

In dem kurzen Leben, das der jüngeren Bäbe beschieden war, spielte das Pfarrhaus in Seengen, in dem ihr Onkel Wilhelm Schinz-Schultheß seine Schäfchen betreute, eine große Rolle und nicht zuletzt auch ihr Vetter, der fast gleichaltrige junge Theologe Heiri Schinz. Wie oft war sie zu Besuch dort, und die Briefe, die sie in der Zwischenzeit von dort erhielt, hat der junge Witwer Georg Geßner unter der Überschrift „Briefe an meine Bäbe von Seengen“, umschnürt mit einem altmodischen rosa Bändchen, pietätvoll bewahrt!

Es gibt Landpfarrhäuser, die besonders einladend und schön gelegen sind; es gibt aber auch solche, die noch heute durch ihre ehemalige geistige Atmosphäre die Blicke auf sich ziehen. Man denke nur etwa an das Pfarrhaus von Lausen im Baselland, in dem der Vater Jacob Burckhardts und später sein Schwiegerohn Oeri wirkten, ihm ihren Stempel ausprägend. Die unleugbar dort vorhandene geistige Atmosphäre dürfte immerhin eine etwas weniger freie gewesen sein als in Seengen, schreibt doch der junge Jacob Burckhardt, wie er seiner Schwester zur Hochzeit und zum Einzug ins Pfarrhaus gratuliert, das Schönste an Lausen sei fast das, daß man dort Italien schon ein wenig näher sei als in Basel. Auch Seengen am Hallwilersee hatte sein bestimmtes Ambiente, besonders zur Zeit des Pfarrers Schinz, der regen geistigen Austausch pflog und bei dem Leute wie Pestalozzi, Lavater, der Dichter Johann Martin Usteri, der Musiker Kayser und andere aus- und eingingen; natürlich waren auch die Hallwiler Schloßbewohner an diesem gesellschaftlichen und geistigen Verkehr beteiligt. Und so darf man vielleicht unbedenklich sagen, daß für Bäbe ein Besuch in Seengen zwar nicht ein Nähersein an Italien, aber ein Nähersein an der Kultur schlechthin bedeutete, verglichen mit den zum Teil engen Zürcher Verhältnissen, Bäbes Vaterhaus selbstredend ausgenommen. Immer

war es allerdings in Seengen nicht so gewesen. Wir kennen eine andere Pfarrfrau von Seengen im 17. Jahrhundert, die aus vornehmem Milieu kam — ihr Großvater hatte die Schlösser Widen, Girsberg und Schwandegg besessen — und für die das Verschlagenwerden nach Seengen, wo sie bei armen Dorfkindern achtundzwanzigmal Gotte stehen mußte, zweifellos eine weniger angenehme Sache war, die zu ihren übrigen Schicksalschlägen — ihr Sohn hatte einen Totschlag begangen — hinzukam.

Wie es Pfarrhäuser und Pfarrer gab, so gab es auch Pfarrer und Pfarrer, nicht nur heute, sondern auch damals. Es gab auf der Zürcher Landschaft Pfarrer, die in der Asketischen Gesellschaft die längsten Vorträge hielten über ein Thema wie „Soll ein Pfarrer in der Gemeinde bei seinen Bauern Besuche machen oder nicht?“ Dieses Problem war allerdings, wie der Text zeigt, damals heikler als heute, weil die Pfarrer zum Teil so schlecht bezahlt waren, daß sie auf Bewirtung bei solchen Hausbesuchen fast angewiesen waren. Solche Geistliche atmeten oft die Langweiligkeit. Andere waren abergläubisch wie der „Heer“ im „Vikari“ mit seinen Ägersten-Träumen. Pfarrer Wilhelm Schinz in Seengen, der früher im schwäbischen Herbischofen Seelsorger gewesen war, glich keinem dieser Pfarrer-Typen. Er war gebildet, geistreich und witzig, wie seine Briefe beweisen. Mit seiner Nichte Bäbe Schultheß verband ihn ein väterliches, aber ganz ungezwungenes Verhältnis. Er war ein Mann, der die Jugend verstand, wenn auch zu sagen ist, daß Bäbe mit ihrem reifen und ausgeglichenen Charakter das jedem, mit dem sie zusammenkam, leicht machen mußte.

Diesen Charakter, diese für ihr Alter ungewöhnliche Ernsthaftigkeit bescheinigt ihr der klarblickende Onkel selber mit den folgenden feinen Worten: sie sei ihm herzlich lieb, schreibt er, „freilich auch um der Verwandtschaft willen, aber auch mehr und hauptsächlich um Deines Characters willen, der mich schon Jahre lang attent auf Dich gemacht hatte, ob Du so bleiben werdest! — Das Gesezte, Ernsthaftste, Unkindische, selbst in Kinderjahren, fiel mir so sehr in die Augen! — und ich vermuthete, es werde bey denen Jahren, in denen Du iez bist und in die Du kommst, verfliegen und der allgemeine Geist des herrschenden Leichtsinns und der Flatterhaftigkeit dieser Jahre werde sich, nicht Deiner auch bemeistern, aber doch auffallender zeigen —

und? es geschieht nicht, und Du behaltest Dein gesetztes Wesen und fahrst fort, auf das Wesentliche zu sehen! — siehe den Grund meiner vorzüglichen Liebe zu Dir und warum ich Dich glücklich schätze und in Dir, Deiner Mamma ältesten Tochter, auch Deine Mamma, die in Deinem Character so viel Erleichterung, Wonne, Krafft finden muß. — Glaube nicht, liebe Niece, das ich da nach dem Trübsinn eines alten, abgelebten Manns raisonnieren wolle, der, weil er die Freuden des Lebens nicht mehr genießen kann, auf die Freuden des Lebens zuschmähen anfangt.“ Bäbe zählte 16 Lenze, als Pfarrer Schinz das zu Papier brachte.

Trotzdem war es nicht Altklugheit und unnatürliche Weltentfagung, was Schinz von den jungen Leuten forderte, schreibt er doch ein anderes Mal: „Brav! was Du wegen lustig machen und lustig seyn — und hin wieder gern in der Stille seyn anmerkst. — Jedes Ding hat seine Zeit und jedes Alter seinen eigenen Schnitt! — So wiedernatürlich mir ein Alter ist, der alzeit noch jugendlich tändeln und lustig machen will, so wiedernatürlich sind mir junge Leüth, welche die Ernsthaftigkeit der 50Jährigen haben und über alle Fröhlichkeit des jugendlichen Bluts weg seyn wollen. — Entweder ist's ein physischer Fehler des Bluts und der Säfften, oder es ist ein Fehler des Kopfs, wo nicht gar des verschlossenen, untheilnehmenden Herzens“. Der Onkel schließt dann mit einem Hinweis auf ähnliche Gedanken im 3. Kapitel des Prediger Salomo.

Er macht sich aber auch Bäbes Reife und seriöses Wesen zunutze, um auf seine eigenen Kinder einzuwirken. „Lasse sie (nämlich Deine Schwesterliebe) ferner zum Nutzen meiner lieben Mädä wirksam seyn“, bittet er Bäbe; „wie offt und in wie vielem (ich mache Dir keine Compliment) habe ich Dich ihm schon zum Muster und Exempel vorgestellt und ihn's zu Deiner solideren Denkensart zuermunteren gesucht“. Er erhofft sich auf den „vor Eitelkeit schwindelnden Geist“ der Mädä eine Einwirkung durch ein gelegentliches Wort einer „schwesterlichen Freundin“, eine Einwirkung, entscheidender und erfolgreicher als alle Ermahnungen der Eltern, die man ja bei aller zärtlichen Liebe doch immer im Verdacht habe, „sie wissen die Sachen nicht genug nach dem Lauff des heütigen Zeitalters zubeurtheilen“, wie er sich ausdrückt. Über Mädä Schinz urteilten übrigens andere Leute günstiger, allerdings mit der Einschränkung, daß sie später eine sehr dumme Heirat mit einem Junker Meiß einging.

Im selben Brief wird Bäbe aber auch zum Wohle ihres Veters Heiri Schinz, des jungen Theologen, eingespannt, der sich damals viel in Zürich aufhielt. Die Familie Schultheß soll ihn nur tribulieren, meint der Vater und fährt dann fort: „Sey, Liebe!, auch darin Schwester an ihm, das Du ein Auge wegen dem Spiel auf ihn habest, das einzige, was mich eine Zeit her sorgsam für ihn macht und welches sein gutes Herz so leicht in Verirrung u. Abwege bringen könnte, da er sonst meiner warmen, herzlichen Liebe will's Gott immer würdiger wird!“ Die Spielleidenschaft war für einen angehenden Pfarrer allerdings etwas bedenklich; doch hat sich wohl der Vater deswegen übertrieben Sorgen gemacht.

Schinz appelliert aber auch an die Verständigkeit Bäbes, damit sie die Saumseligkeit des mit Geschäften überhäuften Dorfpfarrers, der, schreibt er einmal, bald Draguner und bald Smeindrödel mustern müsse zu seinen sonstigen Pflichten hinzu, im Briesschreiben und Briefbeantworten entschuldige. Witzig bemerkt er: „So gar genau solls eine Niece gegen ihren, in Ammt und 1000 der wichtigsten Geschäften stehenden Uncle eben nicht nehmen, wenn sie ihm schon mit ihren Briefgen Freude macht und er denn eben nicht allemal Brief mit Brief, Linien mit Linien beantwortet; denn unser Heidelberg (gemeint ist der Katechismus) begreift die Uncles auch unter das 5te Gebott und macht's den Nieces ausdrücklich zur Pflicht, ‚mit ihren Gebrechen Geduld zuhaben‘. Darum denn auch Du, o theür- und vielgeliebte Niece, wirst Dir angelegen seyn lassen, als eine tugendreiche Tochter auch also zuhandlen. — Freilich sag ich Dir leis in's Ohr, es wär mir z'lezt au wie Dir, wänn mär der Uncle gar nie, gieb acht, gar nie antworten mag, so schreib ich ihm auch nicht mehr! — Damit dies aber ja nicht geschehe — denn s wär doch im hellen Liecht betrachtet, Unrecht mit Unrecht vergolten! — siehe, so empfangst Du hier einen Brief von meiner eigenen Hand!“

Und dann kommt er gleich auf das Reiten zu sprechen, ein Thema, das zu Bäbes liebsten gehörte: „Und was soll ich Dir antworten. Zum Exempel wegem Spazierenreiten? — Reit, Bäbä, reit nach Herzenslust, nur sieh Dich stets um ein gutes Pferdgen um, damit nicht etwann einmal runter burzelst; denn wenn Du auch keinen Schaden nähmest, so wär's wegen dem Gred und dem Spötteln der böswilligen Welt! — Aber wohin

reitest Du? Stell Dir vor, wenn ich da auf meinem Lehnfessel säße, ich sähe auf d'Straß — „Wer kommt au da z'reiten?“ Flugs, s'Gläsli fürs Aug genommen. „Weiß der Himmel, s'ist Bäbä. Mamma, Wilhelm, Heüsi, Karli! Bäbä kommt — Chuoret, Chuoret, nimm s'Roß ab! und so weiter — wär das nicht lustig! — Ich reite denn mit Dir spazieren auf meinem großen Gaul, der, sint Du ihn gesehen, um ein par Douplonen schöner worden und sich also gar wol neben Deinem kleinen Pferdli darf sehen lassen!“

Und in einem andern winzigen Brieflein steht über daselbe unerschöpfliche Thema: „(Er schreibe kurz), weil ich jez, am Aufarthstag Morgen, just auf mein Rößli steigen und nach Seon reiten will, Visitation in dortiger Pfar zuhalten, und den Wilhelmstag brachten wir gestern in Arau zu. — Aber daß Dein Reitkleid noch nicht fertig ist, ist übel; ich hätte gemeint, da Du jez allein Meister bey Hause bist, Du würdest den Schneider viel g'schwinder tribulieren. — Wäre es fertig gewesen, so hätte Dir nur so gerne mein Rößli heraus geschickt, das so manchen Tag müßig steht, um auf demselben hirher zuhozlen oder zu gallopiieren. . . Treib den Schneider und dann komm bald zu uns. Wir wolen so offt miteinander reiten, bis wir so müde sind, als ich's gestern vom Rutschenfahren war“.

Sonst hatte es aber der Pfarrherr, der ein großer Naturfreund war, auch mit den Fußreisen. Nach einer solchen zu siebent schreibt er: „Nichts lüstigers als solche Fußreisen, wenn mann's immer mag; der bequemste Reisswagen giebt nicht den Behenden so viel Vernügen. — Nur ein par mal hatten wir eine kleine Sprizeten, aber so wenig, das wir nicht einmal die Schirm aufthaten. Morgen Regenbogen; die Variation des Gewölks etc. ersetzte es uns reichlich, und wie einem die Milchsuppe mit Eiern in niet- und reinlicher Stube und die von Zürich mitgenommenen Bratwürst schmecken, kann nur der den Begriff haben, der zu Fuß hingehet und's probiert. Um 3 Uhr giengen aus der Stadt. — O der Herrlichkeit der Morgendämmerung, und die allmähliche Erleuchtung des Zürichrthahls, die wir beym Morgengesang der Vögel von der Höhe herab betrachteten! Wohl dem, der zu Fuß reisen kann.“

Interessant ist Schinzens Vergleich der Landschaft bei Zürich und bei Seengen. Bei einer Epistel seiner Frau, welche sich mit Gänsen, Hühnern und der Wäsche befaßt, aber auch mit einem

willkommenen Besuch Heinrich Pestalozzis und des Herrnhuters L'Orsa, der damals Hauslehrer bei den Grafen von Hallwil und später Pfarrer zu Seewis und an der Nydeckkirche zu Bern war, einer Epistel, die mit dem Ausruf beginnt: „Meine liebe Bäbä, O!! wehrest Du doch jez bey uns“, setzt Schinz unten hin die Worte: „Zu obigem großen O!! seze ich noch ein „Ach!!, liebe Bäbä, wie ist es so schön! in der Natur! — So schön, daß wenn es da und dort ein trübes Wölken, ein Sorgens Stündli usw. geben will, so geht man außer das Haus, und alsbald ist alles wieder heiter. — Hättest also auch ein Wölken oder etwas dergleichen, so gehe außer das Haus, und Du wirst heiter werden; aber nirgend schneller, heiterer als hier. — Zürichs Thal ist zu breit, hier ist alles concentrierter, drum würkt es schneller“. Und dann meditiert er darüber, ob junge Seelen überhaupt auf solche Wölklein in ihrer Lebensbahn stoßen könnten wie die älteren, „in Herbst übergehenden“ und beantwortet diese Frage positiv, um dann den möglichen Eindruck dieser Gedanken auf Bäbe vorwegzunehmen: „Das ist ein curioses Geschreib vom Oncle mit den Wölkgen; er muß etwas im Kopf haben“, wie es überhaupt zu den hervorstechendsten Eigenschaften Schinzens gehört, daß er sich in die Denkweise der Jugend hineinversetzen kann. Die Erklärung für diesen seltsamen Kopfinhalt will er der geliebten Nichte mündlich geben, sobald sie nach Seengen kommt.

Überall bricht des Pfarrers lauterer Humor, seine Freude an den Annehmlichkeiten des Landlebens und an der Natur, sein Sinn für drastische Schilderung auch nicht gerade weltbewegender Ereignisse durch. Er gehört zu jenen im 18. Jahrhundert nicht seltenen Persönlichkeiten, die es noch verstehen, Briefe zu schreiben. Köstlich seine Beschreibung des Winters in Seengen. Schnee hat es zurzeit wenig, weshalb Heiri mit dem Pferdeschlitten über Steine und bloßen Boden nicht etwa fährt, sondern „martret“. Dafür ist der Hallwilersee zugefroren, und „Frau von Hallwil, Fraüli und die junge Frau von Soumoen“ lassen sich „auf dem Reßler von Schleiffshuheren eine ganze Stund weit den See hinauf stoßen“. Auch erinnert er Bäbe daran, daß sie der Frau von Hallwil die Lieder „Schwäbisch muß fein lustig gehn“ und „Ich darf nicht tanzen, ich danze nicht“ versprochen habe.

Oder Schinz beklagt die Strapazen der Visitationen: „Heiri ist diesen Morgen auf die Visitationsmahlzeit zu Herrn Decan in

Entfelden abgeritten, Herr Nico im Schloß mit ihm; ich hatte nicht Lust, so lieb mir Herr Decan ist, weil ich am Donnerstag nach Birrweil und am Freytag nach Seon zu visitieren muß und als Visitator natürlicherweise zwey Portionen essen und trinken muß (denn Du weißt wohl, das macht das Essentielle der Visitaz aus); so hätte ich auf einmal gar zu fett werden können“. Gleich nachher kommt er auf die Melonen zu sprechen, die er Heiris „Lieblingswesen“ nennt — wir werden davon später noch hören — und dann auf seine lieben Blumen: „Und Jungfer Elisabeth und Jungfer Ann, die mich, wenn ich in Schönenhof komme, mit Geranium und Myrten und Rosen und Meyen regalieren, was schaffen die Guts im Garten, und wie sind alle die Sachen, und besonders auch die ewige Menge Cyclamenknöpf über Winter gekommen? — Macht Güre Sach recht und habt alles in guter Ordnung, damit, wenn ich visitieren komme (diese Visitaz sagte ihm offenbar besser zu), Ihr Lob und Ruhm davon traget. . .“ Auch das Federvieh vergißt er nicht: „Hast Du nichts brütigs oder wohl gar schon junge Hünlin?“

Als Bäbe in Seengen einmal ihren Hut vergessen hatte, gab ihn Schinz statt dem unzuverlässigen Boten dem vierspännig fahrenden kaiserlichen Leibarzt Quarini mit; der betreffende Brief trägt die humorvolle Adresse „Mademoiselle ohne Hut“. Oder er schreibt bei Gelegenheit: „Jagt mir den Heiri bald wieder heim“.

Daß Bäbe, wenn der Musiker Kayser in Zürich ist, von ihm profitieren will und darum nicht nach Seengen kommen kann, so gern er es hätte, begreift der zartfühlende Onkel durchaus. Wie nahe sie dem Onkel gerade in ihren letzten Jahren stand, beweisen ein Brief von 1788, in dem er schreibt, er tue die Tür angelweit auf für Bäbe und sie müsse ihm unbedingt helfen, an Heiris Braut zu schreiben, sowie der Gratulationsbrief zu Bäbes Verlobung mit Georg Gefner, den Schinz schon Jahre lang kannte. Er zweifelt nicht am Glück des Paares, stellt sich die beiden vor, wie sie — „May Du, wie's mich belustigen kann“ — beim Mönchhof, dem Sommersitz der Schulthessischen, in der Dämmerung am See über die „segensvollen“ Felder spazieren, und bittet um baldigen Brautbesuch, damit der Bräutigam nicht im Nebelherbst durch Rücksichten auf seinen kranken Vater davon abgehalten werde. Um Gefner für ein Geschenk zu danken, bittet er Bäbe, wenn sie ihn wieder sehe, „gerad vor ihm stehend, ein

so schönes Jüngferli, als Dir immer möglich seyn wird“, zu machen, und er schließt mit den Worten: „Geht Euch wohl und bleibt wohl affectioniert gegen den Herr Pfarrer von Seengen“. Und mit welchen erhabenen Worten, durch die bei allem pfarrherrlichen Gehaben und bei aller Rührseligkeit der damaligen Zeit der Mensch Wilhelm Schinz durchschimmert, begrüßt er am 1. Mai 1792 die neue in angstvollen Stunden erschienene Erdenbürgerin, Bäbes Tochter, mit Worten, die besonders nahegehen demjenigen, der weiß, daß Bäbe drei Wochen später diese Welt verlassen mußte. Es ist des Oncles letzter Brief an sie.

Durch den Briefwechsel Bäbes mit dem Sohn des alten Pfarrers Schinz, Heiri Schinz, ebenfalls Theologe, weht bei aller Identität des Milieus ein etwas anderer Hauch. Zwischen den fast Gleichaltrigen herrscht ein Ton guter, ungezwungener Kameradschaftlichkeit. Heinrich Schinz wurde später in Bollikon Pfarrer; im Aargau, wo er vorher wirkte, wurde er Erziehungs- und Kirchenrat und trat mit aufklärerischen Schriften hervor. Von seiner späteren Würde merkt man in den Briefen an Bäbe noch wenig. Vor allem ist auch zu sagen, daß die Originalität im Brieffschreiben, wie sie dem Vater eigen war, ihm abging. Seine Berichte sind trockener und weniger geistvoll, vermögen aber trotzdem ihres Inhaltes wegen den Leser gefangenzunehmen. Auf wörtliche Wiedergabe kann hier aber in den meisten Fällen ohne Schaden verzichtet werden.

Auch Heiri war ein großer Reiter. Der Bericht über einen Ritt nach Sarmenstorf und wieder heim über das Moos, wobei sein Pferd dermaßen im Morast versank, daß er es ohne Hilfe kaum mehr herausgebracht hätte, hat sicher Bäbe gewaltig interessiert. Auch aus seinen Briefen erfährt man sodann manches über das Leben und Treiben in Seengen, über Besuche und den Verkehr mit der Nachbarschaft. So trifft er etwa Catong von Diesbach auf Schloß Liebegg und ihren überraschend aus Paris zurückgekommenen Bruder oder er besucht sie auf dem Schloß. Ein andermal haben sie in Seengen die Liebegger, „Frau Oberherrin“ (gemeint ist Frau von Hallwil), Jgfr. Ustrin im Seidenhöfli und Frau Pestaluz von Birr zum Essen. Auch Bäbes Schwester Döde ist dort ein häufiger Gast; sie spielt Klavier oder „zieht Brett“ mit ihrem Vetter. Und zudem lebt Frau Meis, Heiris Schwester Mäde, wieder im väterlichen Hause und bestellt sich etwa in Zürich Blumen. Während der Bruder Wil-

helm bei Kayser Klavierstunden nehmen möchte, begnügt sie sich zunächst mit dem Bruder als Lehrer, obwohl es nicht recht gehen will. Zeit dazu hat er genug, auch um nach Brugg zu gehen zum Jagen, wenn es ihn gelüstet. Für alles, was in Zürich geht, hat er ein brennendes Interesse; neben verwandtschaftlichen Gründen spielt hier die Anhänglichkeit an die Stadt mit, die er sich in seinen Studienjahren erwarb. So erkundigt er sich etwa, wie es im Thalegg gehe — eben war des Dichters Martin Usteris Mutter gestorben — und wer nun dort das Regiment führe. Daneben interessiert er sich für die Freunde Bäbes und ihrer Mutter, für Kayser, für den Herrn v. Palm, den ein „abscheulich weitläufiger Rechtsgang“, so meint er, in Wien festhält. Dann wieder erwartet er Bäbes Mutter in Seengen, die gewohnt ist, in einem geheizten Zimmer zu schlafen, was ihm Sorgen macht, wenn er an die kalten Kammern im Pfarrhaus denkt.

Humorvolle Wendungen sind in Heiris Briefen spärlicher als in denjenigen des Vaters, aber sie fehlen doch nicht ganz. Der Bäbe kann er ganz treuherzig versichern, er würde ihr schreiben, auch wenn es keine Buchstaben mehr gäbe. Einen lustigen Brief, in dem er eine Kutsche aus Seengen mit Besuch ankündigt, unterschreibt er mit „Dienerli, Dienerli“ und setzt hinzu: „Ihr sollet auch responsionem (schlags auf in einem lateinischen Dictionaire) durch den Botten senden“.

Eine große Rolle in des jungen Veters Heiri Leben spielen die Musik und die Melonenzucht. Die gekauften Lieder von Bach kommen ihm nicht sonderlich schwer vor; aber leider ist sein Klavier „barmherzig verstimt“. Auch hat er Grund, der Bäbe für Lieder zu danken, die sie seinem „Weibchen“ geschickt hat, und will ihr dann noch schreiben, welche von den beiden freien Weisen ihm besser gefalle. Die Melonen hat er lieber als alle Früchte, ganz besonders aber die, die aus dem Schönenhof kommen, und beim Verteilen der Schnitze an die Familienglieder muß er aufpassen, daß der Junker — offenbar sein Schwager Meiß — nicht dahinterkommt, der sonst „ohne Rücksicht auf andere futert“. Heiri züchtet aber auch Melonen. „Ich hatte schon vor 2 Monaten“, berichtet er seiner Cousine, „beynah etwa 7—8 Stück, schon schier so groß wie ein Daubeney“. Sie fangen dann teils zu welken an, erholen sich aber wieder; Heiri deckt sie sorgfältig, um sie vor Nässe und Fäulnis zu bewahren. Mehr als eine Seite lang schreibt er nur über Melonen, und dies am 31. Juli 1789,

zwei Wochen nach der Erstürmung der Bastille! Die großen Ereignisse in Frankreich hatten noch nicht vermocht, einen Schatten über das idyllische Pfarrhausleben im Aargau zu werfen oder den Pfarrer, der im alten Tramp fast wie ein Landjunker lebte, zur Stellungnahme zu zwingen. Wie gerne möchte man nicht auch etwa mehr hören über das, was die große Welt bewegte! Immerhin werden in einem der nächsten Briefe vom Oktober 1789 die umwälzenden Geschehnisse im Nachbarlande gestreift; aber nur ihre Auswirkung auf die Zürcher Geschäftshäuser und ihre Gefährdung dadurch scheint Schinz zu interessieren. „Was spricht man auch von Frankreich —??“, fragt er Bäbe; „hier fürchtet man das Schlimmste . . . Ich kann mit niemandem drüber reden und kenne die Sachen nicht genug, aber mich dünkt, es wäre für Zürich entsetzlich. — Senf müßte auch fehlen, und wieviel 1000 Gulden sind von Zürich in Frankreich unmittelbar und durch Senf placiert. — Kein Kaufmanshaus könnte ruhig seyn. — Wenn ihm auch Frankreich und Senf nichts schaden, so kann ein anderes Haus, das durch Frankreich valieren muß, es stürzen. — Könnte sich wohl die Societaet Usteri-Escher, Ott Orell etc. halten?? — Ich wollte gern mit Jemandem, der Kenntnis von den Sachen hat, einmahl sprechen können“.

In denselben politisch so bedeutsamen Sommer fällt eine andere Episode, die in ihrer Friedlichkeit und Weltabgeschlossenheit ebenfalls einen Kontrast bildet zu dem, was damals an der Seine vorging. Heiri hat die Familie Schultheß im Mönchhof besucht und passiert dann im Ruderschiff in 20 Minuten den See; am rechten Ufer besucht er einen Onkel, der ihn mit Zwetschgen direkt vom Baum regaliert. Am Nachmittag will er bei Junker Escher in Goldbach einkehren, und da er ihn nicht antrifft, läßt er sich von der Dienerschaft den Saal mit dem Telescopium öffnen, stellt es auf den Mönchhof ein und beobachtet nun alles, was dort drüben in Haus und Garten vorgeht, um nachher Bäbe genau darüber zu rapportieren. Er erkennt alle Personen, sieht jede Armbewegung. Er stellt fest, daß Kayser im Mönchhof zu Besuch ist, daß er das gleiche Kleid trägt wie am Montag und eine weiße Weste, daß Lisli den Kopf zum Fenster hinausstreckt und Döde ihm oben von der Kammer aus Bescheid gibt, daß die beiden Schwestern miteinander Komplimente machen, und so fort. Er trinkt auf die Gesundheit der lieben Leute drüben, und was das Lustigste ist, sie werden auch auf ihn aufmerksam; sie

winken ihm zu, und Mama Schultheß lacht ihn mit dem Finger aus. Lange steht er so am Fenster und hätte manches noch deutlicher gesehen, wenn er sich nicht geniert hätte wegen der Vorbeigehenden, die ihn für einen Narren halten, weil sie seine großen Gesten sehen und nicht kapieren, wem sie gelten. Allzu deutlich muß für die im Mönchhof die Sicht aber nicht gewesen sein, sonst hätten sie, wie das aus Bäbes Antwortschreiben dann hervorgeht, angesichts seiner verrückten Armbewegungen nicht meinen können, er rudere in einem Schiffchen.

Kurz vorher hat sich Heiri Schinz mit Regula Finsler verlobt. Der Bäbe klagt er etwas umständlich sein Leid darüber, wie schwer es sei, auf dem Korrespondenzwege in Zürich Möbel und übrige Aussteuer zu besorgen: „Da muß man eine Erkläreten haben von vielen Seiten, und denn versteht's das andere doch nur halb, und denn muß man wieder fragen und schreiben, und denn vergißt man noch etwa einen Punkt, an den einen erst der Tischmacher mahnet, und denn muß man wieder schreiben und denn wieder dem Tischmacher antworten, und den schreibt der Tischmacher, er könne nicht ganz begreifen, und denn schreibt man dem Tischmacher wieder, und denn schreibt er, er versteh es jez, aber es komme auf die Art nicht gut heraus, ob mans nicht so und so wolle, und denn muß mann erst wieder fragen, obs der Braut so gefalle, und denn wieder dem Tischmacher schreiben, ja man wolle es so, jedoch mit der und der Abänderung, denn versteht der Esel die Abänderung wieder nicht, und denn weiß ich zuletzt nicht, ob ich oder er der größere Narr bin. — Das komt Dir villeicht lächerlich vor; es ist mir bey meiner Seel so gegangen“. Er gibt dann Bäbe den guten Rat, wenn sie einmal einen Bräutigam haben sollte, mit ihm über alles, nur nicht über dergleichen zu korrespondieren.

Heiri Schinz scheint nicht ganz gesund gewesen zu sein; jedenfalls mußte er auf ärztlichen Rat hin hie und da in Schinznach kuren. Davon handelt ein Brief vom Sommer 1786, in dem er seinen Schinznacher Tageslauf beschreibt, der ungefähr dem bei heutigen Badekuren entspricht. Mehr Interesse vermag man seiner Vorstellung der Schinznacher Gesellschaft abzugewinnen. „Nach dem ich mich umgekleidet, geschoren, gewaschen, gekämmt“, heißt es da, „präsentierte ich mich der ganzen Gesellschaft, welche bestand in Frau Quartierhauptmann Meyerin im Bleikerweg samt derselben werther Familie. — Herr Usteri und

Frau née Geßner, Jgfr. Greblin, Waserin und Frau Präceptor Maurerin, Jgfr. Escherin im Seidenhoff und Herr Landschreiber Keller von Wädenschweil. — Von Bern ein Herr Landvogt Stürler und Frau, Leüthe von zimlichem Alter, aber von Gefälligkeit, wie ich noch wenige sah. Man bedaurte desnachen allgemein, das sie gestern wieder verreisten“. Man ersieht aus dieser Liste, daß die Titelsucht, auch beim weiblichen Geschlecht, damals bei uns nicht weniger grassierte als im nördlichen Nachbarland. Es folgt dann die Beschreibung eines Rinderwettspiels in Brugg: „Nach dem Essen ritt ich auf Brugg, um einer Rinderübung daselbst zuzusehen, die auf einem öffentlichen Platz gehalten wird, in dem viereckigte Schranken ausgestellt sind, um die ringsherum Bänke stehen. Oben sitzt der ganze Magistrat und andere angesehene ältere Leüthe, auf der linken Seite das gemeine Volk und auff der rechten die jungen Herren und Frauenzimmer, unten alle ihre Schuhlerknaben den Klassen nach. Dann zieht sich einer von den Zuschauern, wer Lust hat, um  $\frac{1}{2}$  Neuthaler den Rok aus, und in der Mitte des Platzes übergiebt ihm ein Stadtbedienter eine Rolle Papier. Bald er diese hat, bläst ein Trompeter, und die Klasse, an der es ist, lauft, was sie mag, dem nach, der die Rolle hat, sucht ihn zu fangen und ihm seine Rolle zu nehmen. Wer nun den Läufer zuerst fängt, der bekommt vom Herr Stadtschreiber eine Prämien von etwa 10 Buch Schreibpapeir, der, der ihm der nächste war, 5, und ganz leer geht keiner aus. — Je länger sich nun der Läufer halten kan, ohne daß er gefangen wird, desto mehr Ehre für ihn, je schneller er seiner Rolle beraubt wird, desto mehr Verdienst für den, der es that. Für jede Klasz wird ein Läufer ausgelesen, der etwa  $\frac{1}{2}$  Kopf größer ist als der größte, der in der Klasz ist. — Der ersten Klasz lieff ein holländischer Offizier, und allen übrigen immer die angesehensten jungen Herren. — Haben nun alle Klassen durchgelauffen, so wird das gleiche noch einmahl wiederholt, nur mit dem Unterschied, daß sie im zweyten Mahl silberne Pfeninge statt Papeir empfangen. Es hielt sich ein großer Theil der Schinzacher Gesellschaft über meinen Gelust auf, diesem Spiehl zuzusehen — aber theils wars wirklich recht comik, die Bürzleten, die's allbott gab, zubetrachten, und dann sind unter diesen Burschen vortreffliche Läufer — und die ganze Übung gefiel mir sehr wohl, denn da sie den Preis vor den Augen der ganzen Stadt und Magistrat erhalten, so gereicht es ihnen zu großer Ehre und üben sie sich das ganze Jahr durch im

Lauffen und Ringen, und das macht sie stark und adrett“. Man kann sich fragen, ob man es bei dieser von Schinz beschriebenen Veranstaltung nicht mit einer Art Vorläufer des späteren Radettenwesens im Aargau zu tun hat; jedenfalls ist diese Schilderung sportlicher, man könnte fast sagen schausportlicher Betätigung für das 18. Jahrhundert bemerkenswert.

Schinz freundete sich dann bei diesem Anlaß mit zwei Töchtern an — eine ziemlich hübsch, aber eine Gans, die andere krumm, klein und wüßt, wie er sagt, aber gscheid und artig — die sich als Töchter des Brugger Stadtschreibers Zimmermann herausstellten und ihn zum Thee einluden. In dem Stadtschreiber fand er einen „passionierten Musikus“, der ihm ein ganz neues Fortepiano von Bern nach Art der englischen Klaviere zeigte, welches seine Tochter, wohl nicht die Gans, ganz ordentlich „schlug“. Als Zimmermann ihn fragte, welches Piano er vorziehen würde, dieses oder ein englisches, entschied er sich aus Höflichkeit für das erste, obwohl er von der Superiorität der „Made in England“-Marke überzeugt war. Tags darauf badete Schinz, machte eine Promenade zu Pferd, schlug mit zwei Zofinger Damen „Solant“ (offenbar ein Kartenspiel) und besuchte mittags Pestalozzi in Birr.

Es sei nun noch von einem Ereignis die Rede, über das schon viel gesagt und geschrieben worden ist und das gewissermaßen fast zur Literaturgeschichte gehört, nämlich von den berühmten Konstanzer Tagen vom Juni 1788, einer hohen Zeit für Bäbe Schultheß, die Mutter, wo sie an den lieblichen Gestaden des Bodensees den mit Kayser von Rom zurückkehrenden Goethe traf und mit ihm in Hochspannung ihre Eindrücke austauschte. Goethe machte damals Lavaters wegen, mit dem er sich überworfen hatte, einen großen Bogen um Zürich herum und zog es vor, „die gute Schultheß“, wie er sich in einem Briefe an den Herzog ausdrückte, an einem neutralen Orte zu treffen. Bekanntlich mußte unsere Heldin, die Tochter Bäbe, im Unterschied zu ihrer Schwester, die nach Konstanz mitdurfte, zu ihrem großen Leidwesen auf Anordnung der Mutter daheimbleiben. Diesem Entscheid, von der Mutter hieb- und stichfest motiviert — Bäbe hatte die Freunde von Palm in Eßlingen, die von Konstanz aus noch aufgesucht wurden, schon früher dort besucht, nicht so Döde — mußte die Tochter, auch wenn die wirklichen Gründe andere sein mochten, sich resigniert unterziehen und sich damit begnü-

gen, ihren Schmerz, „Goethe, den Herrlichen“ nicht sehen zu können, ihrem Tagebuch anzuvertrauen. Pfr. Gustav v. Schultzeß hat seinerzeit im Anhang zu seinem Bändchen über Goethes Freundin alle Briefe veröffentlicht, die sich auf die Konstanzer Tage bezogen und ihm bekannt waren. Die Briefe von Seengen kannte er offenbar nicht. Auch in ihnen wird dieses Thema berührt, war doch Heiri Schinz mit von der Partie, als der Reisewagen mit dem Ziele Konstanz sich in Bewegung setzte.

In einem Briefe vom 10. Mai, in welchem Schinz meldet, er habe in Olten an einer Tafel De Brangle, den damals noch nicht ganz entlarvten Schwindler Cagliostro und den Fabeldichter Pfeffel getroffen — kurz vorher hatte Cagliostro wegen der berühmten Halsbandgeschichte um Marie Antoinette mit der Bastille Bekanntschaft machen müssen — ist zum erstenmal von dem Reischen die Rede. „Schreib mir doch, so bald Du etwas weißt, von dem Reischen“, bittet er Bäbe; wenn es etwas daraus geben sollte, komme er nach Zürich. Am 17. Mai stand die Beteiligung von Schinz an der Reise offenbar fest, schreibt er doch, er würde die Abreise gerne um 1 oder 2 Tage verschieben, wenn das von Bäbe Mutter allein abhänge. Der Termin war aber mit Goethe bereits vereinbart, und so blieb es beim 4. Juni.

Ein in Eile hingeworfenes Brieflein Heiris an Bäbe aus Konstanz, undatiert, aber wohl vom 5. Juni, meldet, daß die Reise glücklich verlaufen sei. Er hat noch keine Zeit zu einem ausführlichen Bericht, denn „Schärer und Perüquenmacher stehen vorm Loch und warten“, und am Nachmittag will er nach Reßwil gehen. Das Brieflein schließt mit den Worten: „Göthe gefällt mir wohl“. Mehr erfahren wir aus einem Schreiben vom 7. Juni. Es lautet: „Immer heißt's noch Konstanz oben an m. Brieff — ich weiß nicht recht, ob morgen oder übermorgen nicht mehr. Vorgestern Nachmittag war ich in Reßweilen. — Gestern spazierten Döde, Kayser und ich auf den Thurm des Doms und in 4 Kirchen und abends auf einen Platz vor die Stadt und um alle Ringmauren herum. Diesen ganzen Morgen habe ich Briefe geschrieben. — Wann der l. Papa Dir nichts schickt für mich, so sey doch so gut, auch im Steinhaus zu fragen, ob sie nichts für mich haben, und schicks auf Eßlingen. — Zu einem ganz vernügten Reischen fehlt mir auf der Welt nichts als ein ganz heiteres frohes Gemüth; aber das will zuweilen mangeln, ob ich mirs gleich nicht ansehen lasse“ (das bezieht sich auf Schinzens geplante Hei-

rat, der noch Hindernisse im Wege standen). „Ich kan jez nicht näher eintreten; velleicht giebts Gelegenheit, das ich einmahl in Zürich mit Dir reden kann — aber lieber sag ich gar nichts als nicht ausführlich. — Wärs nur möglich gewesen, das Du auch hättest können mit uns kommen, Du Liebe. — Döde sagte es schon manchemahl auch: Wann nur B(äbe) nicht hätte müssen deheim bleiben. — Grüß mir s' Lisli und Nändli 1000mahl. — Jez will ich noch mit der Döde, da Mamma und Göthe spaziert sind und Kayser schreibt, von des ersteren Gedichten lesen, die er uns da ließ. — Göthe rühmt den Kayser sehr, wie er in Rom studiert und gar sehr zugenommen habe, und bedaurt immer, das nicht auch sein Klavier da sey, um ihn spiehlen zu hören. — Leb wohl, Liebe.  
H. S.“

In einem weiteren Briefe vom 9. Juni zeigt Schinz sich bekümmert, weil eine schriftliche Äußerung Bäbes ihn zu der Meinung veranlaßt hatte, er sei schuld am Daheimbleiben Bäbes, weil sie neben ihm im Wagen nicht mehr Plaz hatte. Nun entschuldigt und verteidigt er sich zugleich: „Du schreibst, ich solle nicht unleidig seyn, sonst sagest Du nur, ich sey schuld, das Du nicht mitkönnen. — Erklär mir das. — Ist's eine Aufwallung des Herzens, wenn Du so an uns dachtest und Dich, so gern Du mir die Freude gönnest, doch nicht des Gedankens erwehren kontest: ich hätte auch mitkönnen, wenn er nicht gewesen wäre? — Hätt ich so was vorsehen können oder vermuthet, ich wäre sicher um kein Geld zu bereden gewesen, dies Reischen mitzumachen — denn Dir gehörte doch das erste und nächste Recht dazu. — Und wann ich denken muß, das ich Dich velleicht daraus verdrängt und mit ein Grund gewesen sey, das Du weniger mitkönnen, so kann mir das recht Mühe machen“. Dann fügt er bei: „Morgen gehen wir, hoffe ich, von Konstanz ab“. Wenn er gewußt hätte, daß die andern so lange hier bleiben würden, schreibt er, hätte er noch einen Abstecher nach dem schwäbischen Herbishofen, seinem Geburtsort, gemacht. Zum Schluß entfällt ihm die Bemerkung: „Die Gefälligkeit und Artigkeit Kayfers kann ich Dir nicht genug rühmen“. Von Goethe schreibt er nichts.

Der letzte Reisebericht von Schinz datiert aus Eßlingen, wo er bei den von Palm, deren Gastfreundschaft er nicht genug rühmen kann, in einem Zimmer mit Blick auf den Garten und den Neckar einlogiert ist. Im Hinblick auf seine mögliche Mitschuld an Bäbes Daheimbleiben hat ihn ein neuer Brief von ihr beruhigt.

Mit Döde war er zu Stuttgart im Schauspiel, und auch Schloß und Stall wollen sie sich dort noch ansehen. Aus späteren Briefen von Seengen aus ersehen wir dann noch, daß Schinz offenbar beim Konstanzer Reischen für Mutter Schultheß den Reiseumarschall und Zahlmeister machte, der ihr nun die Rechnung präsentiert. Wichtig ist ihm natürlich auch, wie sich seine Melonen in seiner Abwesenheit entwickelt haben; auch bittet er um Übersendung handschriftlicher Predigten Lavaters aus dem Trögli im Schönenhof, erwähnt einen Besuch des Landvogts May von Fraubrunnen und hofft mit Zustimmung des Hausarztes heuer um eine Kur in Schinz nach heranzukommen.

Schinzens Heiratspläne nahmen nun Gestalt an, und bald war er ein glücklicher Bräutigam, nachdem er noch ein paar angstvolle Tage durchgemacht hatte, während derer er ohne Nachricht von der Angebeteten war. Das enge Freundschaftsverhältnis zu Bäbe erfährt aber in dieser Zeit keinerlei Abkühlung, wie die Briefe deutlich zeigen. „Liebe mich immer wie ich Dich“, schreibt er ihr kurz nach den Konstanzer Tagen, und im folgenden Brief steht das Bekenntnis: „Ich dachte schon 100mahl, wann mir Gott ein Weib gäbe, das so gut wäre, wie Du bist, und das ich so lieben kann, wie ich Dich liebe — so tausche ich mit keinem König — und sollt er 10 mahl so viel Pferd haben als der Herzog v. Württemberg“. Dieser Ausspruch ist bezeichnend für den Pferdefreund und zeigt, daß er sich den Stall in Stuttgart gut angesehen hatte.

Wie die Verlobung perfekt ist, dankt er ihr für ihre warme Anteilnahme, sich wundernd, daß Mutter Bäbe schon vorher etwas wußte, und seinen Vater im Verdacht habend, er habe nicht dicht gehalten. Kurz vorher hat sie ihm einen Ring gesandt, den er mit folgenden Worten verdankt: er habe auch den Ring erhalten, „für den ich Dir herzlich danke — ein neuer Beweis, wie Du auch im kleinsten mein Vergnügen zubefördern suchest. — Liebe B(äbe), du wirfst gewiß nicht einen solchen Beweis unüz weg; jeder macht Dich mir, wenn's möglich ist, noch theurer. — Ich trage ihn ganz unbesorgt und mache alle Mittag bey der Taffel (er hatte doch wieder ins Bad gehen müssen) mit fremden Federn Wind“. Und dann gipfelt der Brief in dem Satz: „Gott weiß, eher wird mein Herz gegen Vater und Mutter gleichgültig, eh es gegen Dich gleichgültig wird, Du Theure“. Das schrieb derselbe, der wenig später als Ehemann im Hinblick auf seine Frau

meint, er habe ein so gutes Verhältnis zu seinen Eltern, daß er nie gedacht hätte, daß ihm jemand noch lieber werden könnte.

So ist der Gesamteindruck, den uns diese Briefe hinterlassen, der einer offenen und tiefen, beide bereichernden Freundschaft, die über die üblichen vetterlichen Verwandtschaftsbande hinausging und sicher, hätte Båbe länger gelebt, noch Jahrzehnte angedauert hätte. Auch wenn man manchen Ausdruck, manche Wendung auf das Konto jener rührseligen, mit Superlativen schnell bereiten Zeit setzt, so bleibt noch genug übrig, um auf ein selten schönes Verhältnis schließen zu können. Und uns vermittelt die Feder dieses seltsamen Bräutigams, der den Ring einer andern unbesorgt trägt und damit beweist, daß er noch weiß, was wahre Freundschaft ist, den Einblick in eine schöne, längst vergangene Zeit, die unsere Vaterstadt durchlebte.

---